

Gesprächsliteratur und Konversationsöffentlichkeit



Neue Perspektiven der Frühneuzeitforschung

Herausgegeben von Michael Multhammer
und Hans Rudolf Velten

Band 9

Michael Multhammer

Gesprächsliteratur
und Konversationsöffentlichkeit
Zusammenhänge im späten 17. Jahrhundert

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2024

Wehrhahn Verlag

www.wehrhahn-verlag.de

Satz: Wehrhahn Verlag

Umschlagabbildung: Ausschnitt aus Gottfried Zenners »Novellen aus der gelehrten und curiösen Welt«. Frankfurt und Leipzig 1692.

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-98859-064-0

Inhalt

Gattungspluralität und Gespür	7
Gesprächsliteratur	10
Vor der Kritik	14
Öffentlichkeiten und ihre Beobachtbarkeit	25
Klugheitslehren und die praktische Dimension der Gesprächsliteratur	28
Rhetorik, Wissen und das gepflegte Gespräch – Johann Rists <i>Monatliche Unterredungen</i> als Beispiel	33
Konversationsöffentlichkeit	40
Gottfried Zenners <i>Novellen aus der gelehrten und curiösen Welt</i>	45
Abbildungsverzeichnis	69

Gattungspluralität und Gespür

Die Frühe Neuzeit ist literaturhistorisch besehen eine Epoche der großen Gattungsvielfalt und damit einhergehend: eines hohen Gattungsbewusstseins. Literarische Textsorten und Texttypen – in Poetiken bedacht oder aber auch außerhalb eines solchen dichtungstheoretischen Rahmens angesiedelt – sind vielfältig und häufig auf bestimmte Anlässe oder Inhalte hin zentriert. Man denke etwa nur an die Kasuallyrik, deren Anlässe so zahlreich sind wie die Formen, die sie begleiten.¹ Die Anlassbezogenheit für Poesie ist heute nicht mehr gleichermaßen geschätzt, das Geburtstagsgedicht häufig nur ein Ausdruck peinlicher Verlegenheit, dem poetische Qualität gerade mangle. Gebrauchsliteratur ist im nachrhetorischen und an den Aspekten einer Genieästhetik ausgerichteten Paradigma in aller Regel mit dem Nimbus einer fehlenden literarischen Qualität verbunden. Horaz' berühmtes Diktum, dass die Literatur gleichermaßen nützen wie erfreuen soll (*prodesse et delectare*),² hat eine deutliche Schlagseite bekommen. Nützlich, so eine Einsicht, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts mehr und mehr durchsetzt, sei die Literatur in erster Linie für den eigenen Seelenhaushalt. Einen unmittelbaren Zweck qua Literatur zu verfolgen und diesen auch *recte* zu kommunizieren, widerstrebt einer weit verbreiteten, neuzeitlichen Auffassung von Kunst, die es zur Moderne drängt.

Ebenso vielgestaltig sind die nicht im engeren Sinne literarischen Gattungen und Schreibweisen, wie etwa die des Briefes oder des Kommentars. Neben vergleichsweise privaten Einlassungen Ende des 17. Jahrhunderts findet sich der Brief ebenso in rhetorischen Mustervorlagen wie als Kanzleibrief zum Zwecke all-

gemeiner Verwaltung.³ Zu denken wäre aber ebenso seine Funktionalisierung als Medium philosophischen Nachdenkens oder aber auch – in einer galanten Spielart – als primäre Unterhaltung, die in gedruckter Form Intimität zu imitieren respektive auszustellen vermag. Die Grenzen in der Gestaltung zwischen fiktionalen Elementen und faktualen Gegebenheiten sind hier – wie immer im Kontext frühneuzeitlichen Schreibens – weitestgehend fließend, eine strikte Trennung in fiktional versus faktual weder statthaft noch historisch in der Sache richtig. Vielmehr gelte es zu betonen, dass es ein großes und gut ausgeprägtes Gespür für die Verwendung bestimmter Schreibweisen und mit diesem Wissen eine eigene Disziplin in Hinsicht auf die Einhaltung der aus der Rhetorik entlehnten Regeln gab, auch wenn sie für einzelne spezifische Textsorten gerade nicht kodifiziert waren.⁴ Am eindringlichsten wird diese Art der Schreibweisendisziplin, wenn man sich die bunte Mischung florilegischer Literaturproduktion ansieht. Das unter dem Banner einer ›Buntschriftstellerei‹ firmierende und zu einzelnen Bänden versammelte Schrifttum besticht gerade durch seinen Formenreichtum und seine inhaltliche Diversität.⁵ Gedichte stehen neben rhetorischen Stilübungen, philosophische Gedanken finden sich in unmittelbarer Nähe zu Buchbesprechungen und bukolischen Stücken. Dass hierbei neben allerlei in Poetiken kodifizierten Literaturgattungen sich auch solche Texte finden, die diesen Rahmen gerade sprengen, erfüllt erst das Kriterium einer Blütenlese. Es ist eine Eklektik im besten Sinne, die sich an ein interessiertes und nicht immer auch schon spezialisiertes Publikum wendet, das Neuigkeiten aus dem Reich der Gelehrsamkeit ebenso zu schätzen weiß wie Nachrichten⁶ oder eben literarische Sprachspiele und Rätsel. Analytisch ist das schwer auf einen Nenner zu bringen. Diese Art kompilatorischen Schrifttums verweist in jedem Falle auf Rezeptionsmodi der Muße im weitesten Sinne.⁷

Beschäftigt man sich mit diesen in literaturwissenschaftlichen Kontexten eher randständigen Textsorten und Genres, steht man

vor dem Problem der Gruppierung von Texten. Welche Texte haben bereits Gattungsstatus und welche wurden nicht eigens zu einer Gattung erhoben? Wo werden Gattungsgrenzen durchlässig oder überschritten, welche Kombinationen ergeben sich daraus? Wo finden sich Texte, die sich nicht eindeutig zuordnen lassen und so der Vielfalt der Gattungen weitere Spielarten hinzufügen? Welche Zwecke wurden mit den je eigenen Schreibweisen verfolgt?

Wenn Gattungsgrenzen nicht fix sind oder gar unmarkiert bleiben, dann kann man diesem Umstand nur begegnen, wenn man selbst mögliche und sinnstiftende Kriterien an Texte anlegt, die sie jenseits von inhaltlichen Übereinstimmungen in eine engere Verbindung bringen lassen. Ich möchte das hier im Folgenden an einem Teil frühneuzeitlichen Schrifttums vorführen, das ich unter dem neu einzuführenden Begriff der ›Gesprächsliteratur‹ versammeln möchte. Wichtig dabei ist, dass es sich um keine beliebige Setzung handelt, sondern die Zusammenstellung aus dem Material heraus entwickelt wird und dadurch seine Sinnhaftigkeit erweist. Denn letztlich geht es darum zu zeigen, dass aus einer solchen Zusammenstellung literaturhistorische Entwicklungen sichtbar gemacht werden können, die ansonsten nicht gleichermaßen präzise zu beschreiben sind. Im vorliegenden Falle wäre dies eine besondere Art von Öffentlichkeit, die sich in einem Modus der Konversation eigene Regeln gibt und das Gespräch als zentrale Bedingung ihrer Möglichkeit begreift. Erst wenn man das angesprochene Textkorpus als Gattung versteht und damit verdichtet, kommt ein Phänomen in den Blick, das mit weitreichenden Folgen verbunden ist, nämlich der Beschreibung einer Form von Öffentlichkeit, die bisher nicht trennscharf zu bestimmen war. Im Folgenden soll daher gezeigt werden: Es gibt eine Gruppe Texte, die man mit gutem Recht als Gesprächsliteratur fassen kann und es generiert einen Mehrwert, wenn man diese Texte als Gattung begreift. Der Mehrwert besteht darin, den genuin didaktischen Charakter dieser Texte hinsichtlich der Anleitung zu Konversation offenzulegen. Vor

diesem Hintergrund lässt sich ein Raum erhellen, der zwischen repräsentativer und bürgerlicher Öffentlichkeit anzusiedeln ist und den ich mit dem Begriff der Konversationsöffentlichkeit zu fassen versuche. Eine bestimmte Form der Öffentlichkeit und mediale Vermittlungsmodi sind dergestalt wechselseitig aufeinander bezogen. Mit dieser Zusammenstellung von Phänomenen, die bisher nicht als zusammengehörig gedacht wurden, ergibt sich eine neue Perspektive auf die literaturgeschichtlichen Konstellationen um 1700. Das Ziel dieses Essays ist es, Gesprächsliteratur als konstituierendes Element einer Konversationsöffentlichkeit zu begreifen.

Gesprächsliteratur

Der Terminus ›Gesprächsliteratur‹ findet sich in den gängigen literaturwissenschaftlichen Reallexika nicht gelistet.⁸ Er soll hier und im weiteren Verlauf jene enorm umfangreiche und äußerst erfolgreiche Literatur der Frühen Neuzeit umfassen, die dialogisch verfährt und in der zumeist mehrere Gesprächsteilnehmer als Figuren zugegen sind. Es handelt sich mithin um eine hybride Textsorte, die Anleihen an der Dialogliteratur,⁹ wie sie seit Platon bekannt ist, hat, ohne allerdings mit dieser identisch zu sein. Kennzeichnend ist die Inszenierung eines nicht tatsächlich stattgefundenen Gesprächszusammenhangs, der formal unterschiedlich gestaltet sein kann: Geführtes und erzähltes Gespräch schließen sich als Form nicht aus, sondern ergänzen einander vielmehr. In der Regel handelt es sich um ein Setting an Figuren, die sich zwanglos und in den Themen variierend unterhalten. Bei periodisch erscheinenden Werken gibt es häufig einen Kernbestand an Figuren, die dann bedarfsweise durch Gäste erweitert werden. Die Möglichkeiten der jeweiligen Ausgestaltung, etwa als Tisch- oder Gartengesellschaft, sind vielfältig.

Der gattungsgeschichtliche Zusammenhang der Gesprächsliteratur, einsetzend im Humanismus etwa mit Erasmus von Rotterdams *Colloquia familiara* (1518) und Ulrich von Hutten's *Gesprächsbüchlein* (1521), die mit Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspielen* (1641–1649) und weiteren Projekten ›barocker‹ Provenienz, etwa von Philipp von Zesen und Sigmund von Birken, einen ersten Höhepunkt erreicht, über Johann Rists und Erasmus Franciscis *Monatsgespräche* (1663–1671),¹⁰ hin zu Christian Thomasius' *Monatsgesprächen* (1689) und Tentzels *Monatlichen Unterredungen* (1689–1698) verläuft und in Nikolaus Hieronymus Gundlings *Neuen Unterredungen* (1702) sowie Philipp Balthasar Sinold von Schütz' *Das neue und curiöse Caffée-Hauß* (1707–1708) fortbesteht, ist im Zusammenhang noch nicht erschlossen. Doch sie alle einen formale Gemeinsamkeiten, an erster Stelle die Inszenierung eines Gesprächszusammenhangs, der den Regeln und Konventionen rhetorisch angeleiteter Konversation gehorcht. Nicht gemeint ist damit also eine primär ›mündliche‹ Form von Literatur, eine Begriffsverwendung, wie sie beispielsweise Natalie Binczek gebraucht.¹¹ Die Darbietungsform ist schriftlich, wiewohl sich mündlich-performative Zwecke mit dieser Art von Gesprächsliteratur verbinden (lassen), dazu später mehr.

Selbstredend gibt es Forschung zu den genannten Texten, die jedoch in aller Regel in Richtungen weisen, die im vorliegenden Rekonstruktionszusammenhang nicht den Hauptgegenstand des Interesses bilden: der Gesprächsliteratur als konstituierendes und bestimmende Element einer bestimmten Form von Öffentlichkeit.¹² Eine der dominanten Forschungsfragen galt bisher dem Spielcharakter einiger der genannten Werke. Allen voran die Pionierarbeiten auf diesem Gebiet von Rosemarie Zeller¹³ haben den Konnex zwischen Konversation und Spiel herausgestellt und dergestalt eine gewichtige Komponente benannt, an der sich weitere Fragestellungen anlagern konnten. Im Zuge dessen wurden Genderfragen für die barocke Form der Gesprächsspiele zentral,¹⁴

ohne dabei aber dezidiert die Funktion der Geschlechter in einer übergreifenden, funktional ausgerichteten Perspektive zu thematisieren. Dabei bietet sich diese Sichtweise nachgerade an, wenn man bedenkt, welch prominenten und unverzichtbaren Stellenwert gerade den Frauen in der zeitgenössischen Vorstellung von gelungener Konversation zukommt. Im Ausgang der Klugheitslehren der Renaissance haben der Cortegiano und die Donna mindestens einen ebenbürtigen Stellenwert. In Baldassare Castigliones *Buch vom Hofmann* heißt es dazu explizit:

Ihr seid in einem großen Irrtum befangen, [...], denn wie kein Hof, so bedeutend er auch sei, ohne Damen Zierde, Glanz und Freude haben kann, so kann auch kein Hofmann artig, gefällig oder kühn sein und ein anmutiges, ritterliches Werk verrichten, wenn er nicht durch den Umgang, die Liebe und das Wohlgefallen der Damen dazu bewogen wird. Deshalb muss das Gespräch über den Hofmann stets unvollkommen bleiben, wenn die Damen nicht durch ihre Einmischung ihren Teil jener Anmut besteuern, mit der sie die Hofmannskunst vervollkommen und schmücken.¹⁵

Die weiteren Eigenschaften der idealen Hofdame werden im Dritten Buch des *Libro del Cortegiano* ausführlich auseinandergesetzt, sie ist und bleibt ein unverzichtbarer Teil im Gefüge des Hofes. Gleiches gilt für ihre Rolle im Gespräch, zumal in fiktional idealisierten Zusammenkünften – auch hier sind Frauen konstitutiv für den Gesprächszusammenhang. Weder der Spielcharakter noch die Ausrichtung auf Protagonistinnen eignen sich indes als gattungskonstituierende Marker. Um nur kurz die Gegenprobe zu machen: Auch die Emblematisierung wäre in dieser Hinsicht durchaus als spielerisch zu verstehen,¹⁶ Protagonistinnen kennt auch die barocke Tragödie. Dennoch sind mit dem Spielcharakter innerhalb der Gattung sowie einem auf weibliche Figuren ausgerichtete Inhaltszusammenhänge zwei Momente genannt, die zwar als wesentliche und häufige Merkmale auftreten können, aber nicht hinreichend sind, eine eigene Gattung zu konstituieren.

Bisweilen wurde die Gesprächsliteratur auch schon selbst unter formalen Kriterien von der Forschung tangiert. Wenn allerdings die Gattung der Gesprächsliteratur explizit fokussiert wurde, dann galt das häufig dem Versuch, sie als »protomodern« und damit in ihrer vorbereitenden Stellung auf Späteres zu konsolidieren.¹⁷ Dieser Umstand eines Ungenügens in Hinblick auf eine weitere historische Entwicklung ist ein immer wiederkehrendes Moment, wenn man in der Literatur auf die in der Auswahl genannten und mit ihnen verwandten Texte stößt. Sie werden gemessen anhand von Kriterien, die vornehmlich aus der Sichtung von literarischen Texten aus dem 18. Jahrhundert gewonnen wurden. Da verwundert es wenig, dass ein rudimentärer oder gar defizitärer Stand zu konstatieren ist. Unterschwellig kommt damit immer ein Qualitätskriterium zur Sprache. Mit dem »noch-nicht« wird eine Entwicklung angezeigt, die sich von noch unfertigen Vorstufen zur eigentlichen Höhe der Gattung entwickeln würde. Das ist freilich eine recht seltsame und doch vergleichsweise weit verbreitete Auffassung vom Wesen der Gattungen, dass diese evolvieren und sich – geradezu evolutionär gedacht – weiter- und vor allem höherentwickeln. Ich denke, das ist hier nicht der Fall. Die frühneuzeitliche Gesprächsliteratur ist auf der Höhe ihrer Zeit und erfüllt genau diejenigen Funktionen, die ihr zugedacht sind: Einübung in ein Gespräch und die Bereitstellung der dafür notwendigen Gesprächsinhalte im Sinne einer an der Topik orientierten Ordnung der *loci communes* einerseits sowie eines Wissens über aktuelle Entwicklungen in den Wissenschaften andererseits.¹⁸ Beides – sowohl Kenntnis gepflegter Gesprächsregeln als auch mögliche Inhalte, die auf Interesse stoßen und ein Gespräch beleben können, sind konstitutive Merkmale, die in der von mir so genannten Gesprächsliteratur thematisch werden. Dass das Ganze überdies spielerischen Charakter hat, kommt der Lust an Konversation entgegen und hilft, den Übungscharakter zu unterstreichen.

Vor der Kritik

Die Gesprächsliteratur ist dementsprechend nicht erschöpfend zu erfassen, wenn man sie unter den Registern der Kritik subsumiert. Christian Thomasius' *Monatsgespräche* wurden schon frühzeitig als Wasserscheide zweier Traditionen wahrgenommen. Für Herbert Jaumann ist Thomasius – und damit liegt er sicher richtig – der Endpunkt einer Form der philologisch geprägten Literaturkritik, der *Critica*.¹⁹ Andere sehen in Thomasius den Vorreiter für das Zeitalter einer bürgerlichen Öffentlichkeit, wie sie Jürgen Habermas konturiert hat. Dann sind die *Monatsgespräche* ein direkter Vorläufer der kritischen Zeitschriftenliteratur des 18. Jahrhunderts, das die Moralischen Wochenschriften ebenso umfasst wie das expandierende Rezensionswesen samt der ihr eigenen Medien.²⁰ In beiden Fällen kommt ein Moment zu kurz, das man nur allzu leicht übersieht, wenn man sich alleinig der ›Kritik‹ als Ordnungskriterium unterwirft.²¹

Worum geht es in den ersten Bänden von Christian Thomasius' sogenannten *Monatsgesprächen*, die eigentlich – so der korrekte und vollständige Titel der ersten Hefte – zunächst *Schertz- und Ernsthafte / Vernünfftige und Einfältige Gedancken / über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen* hießen und erstmals im Januar 1688 in Halle an der Saale bei Christoph Salfelden gedruckt wurden?²² Wie wichtig Thomasius die Form und Gattungszuschreibung war, ist bereits daraus ersichtlich, dass er den gut eingeführten Titel bereits nach sechs Monaten ändert und seine Unternehmung ab Mitte 1688 unter dem auch heute noch einschlägigen und bekannten Titel ›Monats-Gespräche‹ fortführt. Vordergründig sind es natürlich die im Titel erwähnten Buchbesprechungen, die das Zentrum der ›Gespräche‹ bilden. Wirft man allerdings einen Blick in das Register der ersten Jahreshälfte, so wird sogleich noch ein zweites, wissenschaftspolitisches und erzieherisches Programm sichtbar, das der Jurist Christian Thomasius

hier verfolgt. Mit einundvierzig Einträgen unangefochten an der Spitze findet sich das Lemma ›Pedant‹ – aufgefächert in all seine Spielarten und im Kontext aller möglichen gesellschaftlichen Begebenheiten und wissenschaftlichen Filiationen. Die Liste reicht von der Frage, ob Pedanten zugleich auch Heuchler seien, über pedantische Bücher und Fragen, pedantische Reime, pedantische *distinctiones*, *disputationes* sowie pedantische *quaestiones Philosophicae* bis zu dem Umstand, dass »Pedanten [...] anderen falsche *Opiniones* an[schmier]en«. ²³ Geht es in den *Monatsgesprächen* also vordergründig um Bücher, so geht es hintergründig auch um die Verhandlung eines Ideals in den Wissenschaften und in der der Gelehrsamkeit zugetanen Gesellschaft. ²⁴ Um das etwas genauer zu fassen, seien zwei Beispiele herausgegriffen, die das Problem des in Bezug auf Lektüre und Urteilskraft als Pedanten erkannten und daher nur vermeintlichen Gelehrten verhandeln.

In einem Gespräch über die Frage, warum Politiker eigentlich so selten pedantische Menschen seien, wird die These formuliert, Pedanten könnten nicht leiden, dass man ihnen widerspricht. Das unterscheide sie von wahren Gelehrten:

Wer wahrhaftig gelehrt ist, der muß dieses leiden können, daß ihm vernünftige Leuthe aus gegründeten Ursachen widersprechen. Denn es ist die *Quintessenz* von einem Pedanten, daß er diejenigen mit Feuer und Schwerdt, oder vielmehr Feder und Dinte, Mantel und Bart verfolge, die sich unterfangen, seine *sententias*, *propositiones*, *hypotheses*, *fundamenta* u.s.w. anzutasten. ²⁵

Bemerkenswert ist hier zunächst einmal zweierlei: Pedanten dulden erstens keinen Widerspruch und werden daher – und gerade nicht aufgrund mangelnder Kenntnisse – als unvernünftig angesehen und zweitens wird dieser Habitus mit dem äußeren Erscheinungsbild des Gelehrten kurzgeschlossen (»Mantel und Bart« sind die entsprechenden Attribute). ²⁶ Diese Verschränkung verweist auf ein intellektuelles Gebaren, das sich schon anhand der Kleidung als ein an scholastisch markierten Formen gelehrter Praktiken (*sententias*, *propositiones*, *hypotheses*, *fundamenta*) ver-

pflichtetes offenbart und damit der Lächerlichkeit preisgegeben wird. Konversationstauglich ist der Pedant gerade nicht.

Herbert Jaumann verweist auf die Darstellung dieses Gelehrtentyps im Frontispiz zu Jean-Louis Guez de Balzac's *Le Barbon* aus dem Jahr 1648 (Abb. 1).²⁷ Der von Thomasius erwähnte Bart findet sich ebenso als Signum der Pedanterie wie der weite, bis zu den Knöcheln reichende schwarze Talar des Gelehrten.²⁸ Das Erscheinungsbild kann insgesamt als schäbig bezeichnet werden, ein Schlapphut, (wohl wollene) Kniebundhosen und Schuhe ohne feste Sohle komplettieren den Aufzug. Dass der Gelehrte von einem wilden Hund angekläfft wird, unterstreicht die befremdliche Wirkung dieser Erscheinung. Ausstaffiert ist der Gelehrte zudem mit einigen Insignien, die seinem Stand entsprechen. Seinen linken Unterarm stützt er auf einen dicken Folianten, am Gürtel trägt er neben einem mächtigen Schlüssel ein Reisigbündel, das als Rute dient. Auch die Szenerie verdient Beachtung, denn es ist keineswegs der Hörsaal einer Universität, der dem Gelehrten hier als Habitat zugewiesen wird, sondern der Platz vor einer Weinschänke, wo das wenige Kolleggeld – so steht zu vermuten – sogleich umgelegt wird. Äußere Erscheinungsweise und intellektueller Habitus sind hier gegenseitig aufeinander bezogen und markieren das Gegenteil des *homme galant*.

In einem anderen Gespräch, in dem es um eine seltene religionskritische Schrift geht, wird behauptet, dass Pedanten Schriften bereits widerlegen wollen, bevor sie sie zu Gesicht bekommen haben:

Ich halte dafür, daß ich sie [die Schrift, M.M.] noch in Leipzig in meinem Gewölbe werde an einem Orte verwahrt haben, antwortete Herr Christoph, deme Herr David [der Pedant] bald wieder begegnete: der Herr wird mir einen überaus großen Gefallen thun, wenn er mir solche verkehren wird, weil ich, ob ich sie gleich noch nicht gesehen, dennoch mir fest für gesetzt habe, selbige zu *refutieren*, und zu gleich unter dem Wische dem Herrn Augustin eines mit zuversetzen.²⁹



Abb. 1: Frontispiz aus Jean-Louis Guez de Balzac's *Le Barbon*

Der Pedant kann sich auf seine Vorurteile verlassen. Lektüre kann man sich – auch wenn es um die Widerlegung einer Schrift geht – für eine erste Urteilsbildung jedenfalls sparen. Erst wenn es an die Widerlegung im Einzelnen geht, wird diese unumgänglich. Thomasius spielt hier in seiner Charakterisierung des Pedanten offensichtlich auf orthodoxe, kontroverstheologische Praktiken an. Die lutherische Tradition des Elenchus fasst Martin Gierl treffend zusammen:

Das *Officium elenchticum* war institutionalisiert und offiziell geregelt in Streitverfahren umgesetzt. Geboten war vollständiges Refutieren, d.h. gegen jeden Text der Gegenseite war ein eigener Text zu setzen. Man widerlegte Paragraph für Paragraph, ja Satz für Satz. [...] Vollzogen als Streiten ›Text gegen Text‹, also ›Mann gegen Mann‹ hieß das, zusammen mit den inkriminierten Irrlehren, diejenigen öffentlich zu machen, die sie vertraten.³⁰

Verräterisch ist auch hier die Wortwahl – »zuversetzen« ist das Stichwort –, die den Kontext des Duells aufruft.³¹ Die Widerlegung ist eine ritualisierte, die in Absehung des Inhalts der Schrift stattfinden kann. Ist der Sieg erst erfochten, fällt das auch auf die Person des Duellanten zurück – so zumindest die Hoffnung. Diese Praktik findet sich selbstredend auch noch im Ausgang des 17. Jahrhunderts, doch verweist sie auf eine bereits antiquierte und im Untergang begriffene Form gelehrten Streitens. Dem geistvollen Gespräch unter der Beteiligung mehrerer Personen wird der Kampf Mann-gegen-Mann gegenübergestellt, mit allen Folgen, die das für ein Männlichkeitsbild des Gelehrten hat. Die neuen medialen Voraussetzungen – gelehrte Zeitschriften und Gesprächsliteratur – machen einen solchen argumentativen Austausch ›Traktat um Traktat‹ in monographischer Form in seiner Kleinteiligkeit und Kleingeistigkeit nachgerade lächerlich. Zudem kann es in einer an Konversation interessierten Gesellschaft keinesfalls um strikte Widerlegung gehen, das würde den Formen der Wohlanständigkeit (*bienséance*) und des galanten Umgangs miteinander geradezu entgegenstehen. Noch absurder wirkt vor